

Nachlässe der beteiligten Personen wohl nicht überliefert sind. Im Resümee der Arbeit vermißt man einen vergleichenden Blick auf das Zustandekommen anderer Sozialversicherungsgesetze in den 1880er Jahren; manches, was Hans-Peter Benöhr zum Zusammenspiel der gesetzgebenden Faktoren für diese Phase aufgezeigt hat, verlief bereits ähnlich und ist auch durch die eigenen Quellenstudien des Rezensenten bestätigt worden. Insgesamt gibt es so zunehmende Indizien dafür, daß überlieferte Lehrbuchweisheiten zur faktischen Rolle des Reichstags im Gesetzgebungsprozeß revidiert werden müssen.

Recht klein gedruckt kommt sie daher die Arbeit von Barbara Bichler; sie bietet aber doch wesentliche Erkenntnisse: Es gibt nur wenige Reichsgesetze, deren Entstehung monographisch so gut aufbereitet ist wie nun die des »Angestelltenversicherungsgesetzes«. Allerdings: Das Gesetz von 1911 hieß gar nicht Angestelltenversicherungsgesetz, sondern Versicherungsgesetz für Angestellte! Das »VfA« wurde erst 1922 zum »AVG« – nach der Entstehungsgeschichte auch seine Wirkungsgeschichte aufzuarbeiten, wäre eine gleich schwierige wie reizvolle Aufgabe. Sie würde u. a. einige Erkenntnis vermitteln über den weiten Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit statistisch »abgesicherter« Zukunftsprognostik in der Rentenversicherung. *Florian Tennstedt, Kassel*

Wolfgang U. Eckart, *Medizin und Kolonialimperialismus 1884–1945*, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn etc. 1997, 638 S., kart., 78 DM.

Bislang umgab die deutsche Kolonialmedizin, vor allem für die Zeit des Kaiserreichs, der Nimbus des aufopfernden, idealistischen Einsatzes deutscher Ärzte in Afrika, Asien und im Pazifik. In seinem auf breiter Quellenbasis beruhenden Pionierwerk unterzieht der Heidelberger Medizinhistoriker Wolfgang U. Eckart dieses kolonialapologetische Bild einer kritischen Revision. Im Zuge der Aneignung überseeischer Gebiete hätten Ärzte gewonnen werden müssen, um die deutschen Kolonialbeamten, Schutztruppensoldaten, Handelsvertreter, Siedler und Siedlerinnen usw. in den Tropen, dem »Grab des weißen Mannes«, medizinisch zu versorgen. Bald sei es auch darum gegangen, im Dienst der Kolonialwirtschaft einheimische Arbeiter und Arbeiterinnen arbeitsfähig zu erhalten. Zudem hätten bislang unbekannte Tropenkrankheiten die wissenschaftliche Kolonialmedizin herausgefordert. Fachlicher und persönlicher Ehrgeiz hätten junge Ärzte angestachelt, mit neuen, gefährlichen Arzneimitteln die Schlafkrankheit, Malaria, Lepra, Pocken u. a. zu bekämpfen, die Kranken in Asylen und Lagern abzusondern, oftmals gegen den Willen der unfreiwillig als »Medikamenten-Versuchskaninchen« dienenden indigenen Patienten. Diese seien überwiegend als kulturell niederstehend und sozial minderwertig eingestuft worden, so daß über weite Strecken ein sozialdarwinistisches, rassenanthropologisches und »menschenökonomisches« Denken das Handeln der Mediziner bestimmt habe. Neben dieses negative Resümee rücke ein zweites, zumindest in Ansätzen erfreulicherer: Hunderttausende seien gegen Pocken geimpft worden, Krankenhäuser entstanden, und die tropenmedizinische Forschung habe nicht nur durch die Expeditionsergebnisse von Robert Koch wegweisende Erkenntnisse erbringen können. Insgesamt hätten die deutschen Kolonialmediziner zwischen kolonialer Herrenrolle und humanitärem Einsatz, zwischen Krankheitsbekämpfung und Genozid geschwankt.

Der Band ist vorbildlich gestaltet mit einem Bildteil, einem Kartenanhang sowie einem Personen- und Sachregister; zu bemängeln ist das nicht zwischen gedruckten Quellen und Fachpublikationen differenzierende Literaturverzeichnis. Eckart erörtert in einem ersten Hauptteil das Engagement von Ärzten in den Kolonialvereinen und die Aktivitäten des »Deutschen Frauenvereins für die Krankenpflege in den Kolonien«. Sodann

wird für jedes einzelne deutsche »Schutzgebiet« die ärztliche Versorgung und ihre Institutionalisierung z. B. in Form von Hospitälern untersucht. Auch die Seuchenbekämpfung, die Gesundheitsfürsorge beim Plantagen- oder Bahnbau und die Krankenpflege durch Missionen wird berücksichtigt. Schließlich wird ein Ausblick auf die Rolle der Medizin im Dienste des Kolonialrevisionismus von 1919 bis 1945 geboten.

In Methode und Darstellung ist die Untersuchung somit recht konventionell gehalten. Gewünscht hätte ich mir weniger Details, dafür aber einen originellen, vor allem vergleichenden Zugriff auf die Quellen. Dieser und ein sorgfältigeres Lektorat hätten vermutlich auch die zahlreichen Wiederholungen und syntaktischen Fehler vermieden. Bedauerlich ist das Fehlen von Leitfragen, die die Interpretation hätten präzisieren können; die Analyse bleibt sehr allgemein. So werden lediglich die Parallelen zwischen dem rassehygienischen Diskurs des Kaiserreichs und dem der nationalsozialistischen Herrschaft herausgestrichen. Aber eine rassehygienische »Aufartung« der »schwarzen Rasse«, um sie u. a. ökonomisch ausbeutbarer zu machen, wie sie z. B. der Kameruner Regierungsarzt Ludwig Külz 1911 postulierte (S. 65 f.), widersprach jeder nationalsozialistischen rassenpolitischen Programmatik. Nur am Rande streift der Verfasser die indigenen Heilmethoden, was thematisch durchaus verständlich ist, jedoch den Eindruck erweckt, als habe in den Kolonien erst mit der Herrschaft der Weißen eine »Gesundheitsversorgung« eingesetzt. Trotz dieser Einschränkungen informiert das Buch solide und faktenge sättigt über ein vernachlässigtes Thema der deutschen Kolonialhistoriographie.

*Birthe Kundrus, Oldenburg*

Anna Davin, *Growing Up Poor. Home, School, and Street in London, 1870–1914*, Rivers Oram Press, London 1996, 300 S., geb., 19,95 £.

Mit dem vorliegenden Buch wird die englische Literatur zur Sozialgeschichte von Kindheit und Jugend, ohnehin ein florierender Zweig der englischen Geschichtsforschung, um ein weiteres Exemplar bereichert. Daß es tatsächlich eine Bereicherung darstellt, liegt an der Entscheidung der Autorin, zum einen so weit wie möglich die Perspektive von »unten« einzunehmen und das Alltagsleben der Kinder in den Mittelpunkt zu stellen, und zum anderen den »gender«-Aspekt zu einer maßgeblichen Fragestellung zu machen und dabei den Mädchen durchgängig den Vorrang vor den Jungen zu geben (ein Aspekt, der es durchaus verdient hätte, schon im Titel erwähnt zu werden). So unterscheidet sich Davins Buch von anderen einschlägigen Veröffentlichungen der letzten Jahre, die sich – wie schon die zeitgenössische Literatur – ausschließlich oder überwiegend mit dem männlichen Teil der Bevölkerung befassen (siehe z. B. Michael J. Childs, *Labour's Apprentices: Working-Class Lads in Late Victorian and Edwardian England*, London 1992), oder die vorrangig die Ebene des Diskurses und der Sozialpolitik thematisieren (Harry Hendrick, *Images of Youth: Age, Class and the Male Youth Problem 1880–1920*, Oxford 1990; Hugh Cunningham, *The Children of the Poor in England: Representations of Childhood Since the Seventeenth Century*, Oxford 1991). Hinzukommt, daß sich Davin ausschließlich auf die Lebensphase der Kindheit von der Geburt bis zum Alter von ca. 14 Jahren konzentriert. Als Quellenbasis spielen sowohl das Material staatlicher und kommunaler Behörden und zeitgenössische Publikationen einschließlich der »Klassiker« der englischen Sozialforschung, Henry Mayhew und Charles Booth, eine wichtige Rolle als auch Autobiographien und Interviews, wobei das Buch hier von der Existenz umfangreicher Oral History-Archive profitieren konnte. Das Ergebnis ihres umfangreichen Quellenstudiums ist ein detailgenaues, lebendiges und differenziertes Bild des Alltagslebens der Londoner Unterschichtkinder.